

tatem entsprochen werden kann, so treffen diese drei Bedingungen auch bei den Rechtsverhältnissen der SG zu.

Es handelt sich a) um eine Beziehung zwischen verschiedenen Supposita: Gänzlich geschiedenen, wenn z. B. ein Staat einem anderen gegenüber Gutmachung einer Rechtsverletzung an einem eigenen Staatsbürger fordert; teilweise verschiedenen, wenn ein Einzelner als Teil etwas vom Gesellschaftsganzen oder umgekehrt fordert. Es handelt sich b) um etwas, was der Rechtsträger als das Seine, als etwas ihm Zustehendes verlangen kann: Der Staatsbürger fordert von der Staatsgewalt Rechtsschutz, diese von ihm Steuern. Es ist freilich hier nicht im gleichen Sinn das Seine, wie bei Forderungen des individuellen Rechtes: Wenn nämlich der sozialen Rechtsforderung nicht entsprochen wird, wird wohl die Rechtsordnung verletzt und unrecht getan, aber es erwächst keine Restitutionspflicht (wie es bei Forderungen des individuellen Rechtes der Fall wäre), wenn auch das Forderungsrecht bestehen bleibt. Es handelt sich c) um eine Leistung, der ad aequalitatem entsprochen werden kann; es kann genau soviel geleistet werden, als mit Recht gefordert wird. (Es ist beim Rechtsverhältnis des individuellen Rechtsverhältnisses etwas anderes: Hier erlischt das Forderungsrecht an dieselbe Person, wenn ihm Genüge geschehen ist, wenn z. B. eine Verletzung des Eigentumsrechtes gutgemacht ist. Es kann dasselbe Eigentumsrecht freilich auch gegenüber einem anderen geltend gemacht werden, wenn sich wiederum eine Gelegenheit dazu bietet. Bei den Forderungen der SR kann eine gleichartige [nicht dieselbe] Forderung auch gegenüber demselben Suppositum erhoben werden, wenn abermals die Voraussetzungen dafür gegeben erscheinen.).

(Schluß folgt.)

Heidnische Festzeiten und ihr Ersatz durch christliche.

Von P. Beda Danzer O. S. B., St. Ottilien, Oberbayern.

Es ist schon zum Evangelium geworden, daß die katholische Kirche bei ihrer Berührung mit dem Heidentum, vorab dem altgermanischen, mit roher Gewalt alles auszurotten versuchte, was bis dahin Gegenstand der Verehrung gewesen war. Gewiß, als Weltanschauung mußte sich das Christentum wie jede andere Weltan-

schauung gegen jede Verwässerung (Synkretismus) ihrer Lehre und Kultformen wehren, soferne sie das Wesentliche berührte. Das schloß aber nicht aus, daß im Unwesentlichen die Kirche gerne zu Zugeständnissen bereit war, ja die Anpassung (Akkommmodation) an das Vorhandene sogar eifrig suchte. Gerade dieser inneren und äußeren Anpassung verdankt es die Kirche, daß sie, ob schon übergölkisch, unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht als volksfeindlich, als Fremdkörper empfunden wird. Ganz und gar abzulehnen ist die Folgerung, die Anpassung sei so weit gegangen, daß so ziemlich alle christlichen Feste und Bräuche, ja selbst Lehren auf heidnischer Grundlage aufgebaut worden seien.

Für die Art des Vorgehens der Glaubensboten gerade bei den germanischen Stämmen haben wir einige wertvolle Fingerzeige. Papst Gregor der Große, der kurz zuvor römische Benediktiner unter der Führung des heiligen Augustin nach England gesandt hatte, schrieb unter dem 22. Juni 601 an Edilbert, den König der Angeln: „Beeile dich, den christlichen Glauben auszubreiten . . . bekämpfe den Götzentempel, zerstöre die Göttertempel . . . denn das Ende der Welt ist nahe!“ Der Nachsatz darf nicht, wie das gewöhnlich geschieht, einfach unterschlagen werden, wenn man mit der Stelle die Zerstörungswut der Kirche gegen alles Heidnische beweisen will. Ebenso nicht der Brief desselben Gregor, den er einige Wochen später, am 18. Juli 601, in der gleichen Sache an den Abt Mellitus abgehen ließ: „Sage dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach längerem Nachdenken in Sachen der Bekehrung der Angeln gekommen bin! Die Götzentempel des genannten Volkes dürfen nicht zerstört werden, sondern sie sollen, nachdem die in ihnen vorhandenen Götzenbilder zerschlagen sind, mit Weihwasser besprengt, mit Altären ausgestattet und darin Reliquien niedergelegt werden . . . damit das Volk die erhaltenen Tempel sehend, von ganzem Herzen seinen Irrtum ablege und den wahren Gott erkennend und anbetend die liebgewonnenen Orte um so freudiger besuche. Weil aber bei den heidnischen Opfern viele Ochsen geschlachtet zu werden pflegen, so soll auch diese Festlichkeit umgestaltet werden in der Weise, daß die Gläubigen am Feste der Kirchweih oder an den Gedächtnistagen der heiligen Märtyrer . . . sich um die Kirchen . . . Zelte aus Baumzweigen machen und durch religiöse Mahlzeiten das Fest feiern . . . Es ist nämlich untnlich, schwierigen Geistern alles auf einmal zu nehmen.“ Von England

brachten die Glaubensboten diese Gesinnung nach Deutschland. Noch ist uns ein Brief des Bischofs Daniel von Winchester aus dem Jahre 723 an den heiligen Bonifatius erhalten, in dem es heißt: „Hüte dich ja, die Heiden durch Hohn oder Spott zu verletzen in ihren heiligen Gefühlen; trachte vielmehr behutsam und schonend mit ihnen zu sprechen!“ Wenn Karl der Große später aus politischen Gründen mit Strenge gegen das Heidentum vorgegangen ist, so darf man dafür nicht die Kirche verantwortlich machen. Vielleicht denkt man dabei auch an das, was politischer Gesinnungs- und Parteihäß in unseren hochkultivierten Ländern und Zeiten für Greuelaten zeitigt.

Ehe wir nun die Frage zu beantworten suchen, wie die katholische Kirche sich zu den Festen der alten Germanen verhalten habe, müssen wir diese **germanischen Festzeiten** erst einmal feststellen. Liest man nämlich moderne, sogenannte „populärwissenschaftliche“ Darstellungen, dann hat man den Eindruck, die Germanen seien aus dem „Reigen der Frühlingsfeste“, dem mehrere Tage dauernden Mittwinterfest, dem Winterbeginn u. s. w. gar nicht mehr herausgekommen. Ernste Forscher jedoch wie Bilfinger (Zeitrechnung der alten Germanen), Hoops (Reallexikon der germanischen Altertumskunde), O. Schrader (Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde) u. a. kommen so ziemlich zum entgegengesetzten Ergebnis. Tacitus spricht in seiner Germania in den Kapiteln 9, 11 und 39 von den „certi dies“ oder „stato tempore“, d. h. von „geordneten oder festgesetzten Zeiten“. Nach Schrader (II., 684) muß vor allem die früher von vielen Gelehrten vertretene Ansicht aufgegeben werden, als hätten die alten Germanen ein winterliches und sommerliches Sonnenwendfest gekannt. Hoops sagt, daß dieses Fest zwar bei den Skandinaviren einen hohen Rang eingenommen habe, daß es aber „in Deutschland nicht nachweisbar“ (II., 619) sei. Bilfinger (II., 125) vertritt sogar mit guten Gründen die Auffassung, daß dieses Fest überhaupt nicht aus der heidnischen Zeit stamme, sondern im Anschluß an das christliche Weihnachten sich entwickelt habe, indem heidnische Fürsten in Nachahmung ihrer christlichen Nachbarn eine dem Weihnachtsfest entsprechende Feier begangen hätten, das wie Weihnachten als Jahresanfang galt. Jedenfalls begann der Nordländer sein Jahr mit dem Winter als der ihm sich am stärksten aufdrängenden Naturmacht und stellte entsprechend seiner Rechnung nach dem Monde die

Nacht dem Tage voran (Bilfinger, II., 29). Ein durchschlagender Grund für das Nichtvorkommen einer winterlichen Sonnenwendfeier ist sicher der Umstand, daß in sämtlichen germanischen Sprachen sich kein Wort dafür findet, während die Bezeichnungen der Sommersonnenwende von dem lateinischen solstitium beeinflußt sind.

Die Sommersonnenwende ist nach Schrader nicht als solche gefeiert worden, sondern war zunächst ohne jede Rücksicht auf den längsten Tag eine Art Witterscheide. Deshalb wurde dieses Fest je nach der Gegend auch an verschiedenen Tagen gefeiert. Sein Zweck war, den für eine günstige Ernte nötigen Regen zu erlangen.

Deutliche Spuren sind vorhanden für ein germanisches Frühlingsfest, das in den Anfang des April fiel. Eine Göttin Ostara, wie der heilige Beda der Ehrwürdige annahm, zu deren Ehre es gefeiert worden sein sollte, ist jedoch nicht nachweisbar. Außerdem kannten unsere Altvordern noch ein Winteranfangsfest, das zugleich Totenfest war und in die erste Hälfte des November fiel. Infolge Futtermangels wurden zu dieser Zeit alle entbehrlichen Tiere geschlachtet. Mitte Januar läßt sich bei den Nordgermanen ein Mittwinterfest und Mitte April ein Sommeranfangsfest nachweisen. Daneben mögen noch drei bis vier der Vollmonde eine besondere Rolle gespielt haben. Alles in allem nicht einmal ein Dutzend Feste, die sich belegen lassen! Um die zu verdrängen, soll die Kirche gleich etliche Dutzende von Herren-, Frauen- und Heiligenfesten eingeführt haben!

So weit die nackten Tatsachen. Was kann nun ein zeitgenössischer Liebhaber altgermanischen Brauchtums alles daraus formen und gestalten? Mit Rücksicht auf den Raum lassen wir nur einen von ihnen sprechen, Georg Buschan, in seinem unlängst in München erschienenen Buche: „Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchum der Deutschen.“ Wegen manch äußerer Vorteile, nicht zuletzt wegen des zeitgemäßen Titels, wird das Buch voraussichtlich für viele, vorab Redner und Lehrpersonen, die maßgebende Quelle ihres Wissens über diese Dinge werden. Um so mehr Grund für uns, das Buch auf seinen Inhalt zu prüfen, soweit die katholische Kirche dabei in Betracht kommt.

Zum Mittwinterfest lesen wir da S. 169: „Unter den Festen der alten Deutschen nahm das Mittwinterfest die erste Stelle ein. Die christliche Religion hat auf dieses

die Feier der Geburt des Heilandes verlegt und dadurch (!) das Weihnachtsfest ebenfalls zum größten der Christenheit gestempelt. Das Wort Weihnachten ist entstanden aus white nahten = weiße Nächte.“ Das Weihnachtsfest ist aber gar nicht auf europäischem oder gar deutschem Boden geboren worden, sondern ist erstmalig für Jerusalem für das Jahr 385 bezeugt, wo es „nach alter Gewohnheit“ mit großem Gepränge, aber am 6. Januar als Kindheitsfest des Herrn begangen wurde. Der 25. Dezember als Festtag begegnet uns zum erstenmal 380 in Konstantinopel. Ob man dort das Weihnachtsfest wegen des germanischen Julfestes oder der Wintersonnenwende auf diesen Tag verlegt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Vom Orient, wo es schon lange vor diesen Daten gefeiert worden war, kam es vor Mitte des vierten Jahrhunderts nach Rom. Papst Liberius hat es urkundlich 354 am 25. Dezember, der als der wahre Geburtstag des Herrn angesehen wurde, festlich begangen. So brachten also die ersten Missionare, die nach Deutschland über die Alpen oder donauaufwärts vom Osten kamen, den 25. Dezember schon als christlichen Festtag, allerdings nicht als ältesten und auch nicht als höchsten mit, als welcher Ostern zu gelten hat. Einen kleinen Schönheitsfehler hat auch Buschans Worterklärung, worüber er sich im Grimmschen Wörterbuch Aufschluß hätte holen können. Weihnachten ist erstmals bei dem Minnesänger Sperrvogel um 1170 belegt: „Er ist gewaltic unde starc, der ze winath geborn wart.“ Weihnachten ist nicht Einzahl, sondern in mehr als 60 mittelhochdeutschen Handschriften ebenso wie Ostern in der Mehrzahl mit dem Fürwort ze belegt, „ze den wihen nahten“. Mit dem englischen white = weiß steht es in gar keiner Verbindung, worauf schon das fehlende t hindeutet und der Umstand, daß der Engländer das Fest nur als Christmas kennt. Wenn das Mittelniederdeutsche und demgemäß auch das Holländische kersdach und kersmisje hat, so könnte dieser Name durch den Brief Gregors I. vom 18. Juli 601 (s. ob !) veranlaßt worden sein.

Mit dem 25. Dezember als dem Geburtsfest des Welt-heilandes sind aber auch ohne weiteres Zutun der Kirche die Daten für vier, bzw. fünf andere Feste gegeben, während die Feiertage zwischen Weihnachten und Neujahr auf willkürliche Festlegung seitens der Kirche zurückgehen. Das Fest des heiligen Stephan erscheint in einem arianischen Martyrologium schon vor Ende des vierten Jahrhunderts. Bei der hohen Wertschätzung der Mär-

tyrer in der alten Kirche ist es durchaus begreiflich, daß der Erstlingsmärtyrer auch die erste Stelle bei der Krippe des Herrn erhält. Der heilige Stephan ist mit dem heiligen Georg der älteste Rossepatron. Stephansritte, Pferdeweihe, Segnung von Salz und Wasser als Heilmittel gegen Erkrankung der Tiere (erstmals in einem Straßburger und Salzburger Rituale von 1496), Stephansminne (seit Karl dem Großen bezeugt, seit dem 15. Jahrhundert kirchlich gesegnet), Weihe von Hafer, Getreide und Brot für die Pferde (älteste Weiheformel in einer Handschrift des Klosters Schlägl aus dem 15. Jahrhundert), sind ursprünglich heidnisches, nur in den deutschen Gauen bekanntes Brauchtum und sind ziemlich spät von der Kirche übernommen worden. Die Verbindung des heiligen Stephan mit den Rossen dürfte in die Zeit des blühenden Rittertums fallen, das sich den Heiligen als Gefolgsmann Christi, signifer wird er in Hymnen genannt, nicht anders als zu Pferd vorstellen kann.

Das Fest des heiligen Apostels Johannes war ebenfalls schon im fünften Jahrhundert in Rom am 27. Dezember gefeiert worden. Die Johannesminne ist wieder ein uralter, rein deutscher Brauch, der seit dem 13. Jahrhundert eine kirchliche Weihe besitzt.

Der heilige Papst Silvester I., 314—335, ist einer der ältesten Bekenner, die von der Kirche verehrt wurden. Der Grund hiefür ist darin zu suchen, daß er wegen seiner Verbannung um des Glaubens willen den Titel: „confessor a Domino coronatus“ oder das Beiwort: „prope martyribus“, der „Märtyrerere nahestehend“ erhalten hat. Er wurde auch in der Priscillakatakomben beigesetzt, die dann Stationskirche wurde. Als man gegen Ende des vierten Jahrhunderts begann, allen Märtyrern der Verfolgung die Ehre der Altäre zuzuerkennen, ward auch er als Heiliger verehrt und Gregor I. hat auf diesen seinen großen Vorgänger sogar eine Homilie gehalten. Das uralte, ganz im Dunkel liegende Tier- und Pferdepatronat des Heiligen verdankt seinen Ursprung sicher altgermanischem Brauch, vielleicht der oben erwähnten Schlachtung.

Sicher ist demnach, daß auch die von der Kirche in der Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr willkürlich eingesetzten Feste schon längst zeitlich festgelegt waren, ehe eine Verdrängung altgermanischer Bräuche in Frage kam. Noch deutlicher tritt das hervor bei den Festen, die mit dem 25. Dezember als Geburtstag des Herrn aus ge-

schichtlichen Gründen festgelegt waren. Es sind das

1. das Fest der Beschneidung oder der Neujahrstag; denn nach Lukas 2, 21 wurde diese Zeremonie am achten Tage nach der Geburt vorgenommen. Die Kirche feierte seit Mitte des vierten Jahrhunderts nicht am 1. Januar, sondern am 25. Dezember Neujahr.

2. Das Fest Mariä Verkündigung am 25. März; denn nach dem Gesetze der Natur sind neun Monate von der Empfängnis, die bei Maria mit der Verkündigung zusammenfiel, bis zur Geburt notwendig. Buschan schreibt S. 197 über dieses Fest: „Am 25. März scheinen (!) die Germanen mit der Bestellung des Ackers begonnen und dementsprechend eine Feier veranstaltet zu haben. Auf diesen Tag verlegte daher (!) die Kirche das Fest Mariä Verkündigung, und das Volk nennt ihn noch ‚Pflugmarien‘.“ Letzteres stimmt, aber die Begründung ist umgekehrt: man hat das Beginnen des Pflügens ebenso wie die Wiederkehr der Schwalben, weil es ungefähr um diese Zeit einfällt, kurzer Hand mit dem Fest verbunden. Den glücklichen altgermanischen Bauern kann man ja gratulieren, daß sie alljährlich so pünktlich mit der Felderbestellung beginnen konnten, während bei uns der Bauer manchmal bis Mitte April bange jeden Abend sich frägt: Geht es morgen? Daß Mariä Verkündigung zu den drei ältesten Marienfesten neben Mariä Geburt und Himmelfahrt gehört, sei nur im Vorbeigehen erwähnt.

3. Das Fest der Geburt des heiligen Johannes des Täufers; denn der Engel sagte bei der Verkündigung der Gottesmutter, daß ihre Base Elisabeth bereits „im sechsten Monat“ gesegneten Leibes sei. Es ist also sicherlich keine Bosheit der Kirche, daß dieses Fest gerade auf die Sommersonnenwende fällt. Die Feier dieses Heiligen, der insbesondere in Mönchskreisen außerordentlich beliebt war, war in Rom an diesem Tage schon sehr früh Brauch. Nach dem Sacramentarium Leonianum waren an diesem Tage gleich vier Stationsgottesdienste.

4. Nach Leviticus 12, 6 mußte vierzig Tage nach der Geburt Mariä Reinigung, unser Lichtmeß, stattfinden, ohne jede Rücksicht darauf, ob in dieser Zeit die Römer ihre ausgelassenen Lupercalien oder die Germanen besondere Reinigungsfeste feierten. Bei Buschan jedoch lesen wir S. 186: „Der lange Reigen der Frühlingsfeste . . . begann mit Mariä Reinigung und zog sich bis Pfingsten hin . . . So stempelte sie (die Kirche) die alten Reinigungsopfer im Februar zu der Reinigung der heiligen

Jungfrau, an dem in der Kirche Umzüge mit brennenden Kerzen zum Geweihtwerden (!!) stattfinden.“ Nun ist allerdings das Fest Mariä Lichtmeß von Haus aus ein Herrenfest; denn in den alten Kalendarien heißt es: „Oc-cursus Domini“, die Begegnung des Herrn mit Simeon und Anna im Tempel zu Jerusalem. Es wurde erstmals in Konstantinopel 542 auf Befehl des Kaisers Justinian als Dank für das Aufhören einer schrecklichen Pest gefeiert, kam bald darauf nach Rom, wo es mit einer Prozession ausgestattet und zum Marienfest umgestaltet wurde (Ende des siebten Jahrhunderts). Von einer Kerzenweihe ist vor dem zehnten Jahrhundert keine Rede, und zudem ist sie in Frankreich aufgekommen. Die Beziehung dieses Festes und seines Brauchtums zu den altgermanischen Reinigungsopfern ist also reichlich locker.

5. Auch das Fest Exspectatio partus am 18. Dezember, an dem bis ins hohe Mittelalter herein in manchen Kirchen Mariä Verkündigung gefeiert wurde, ist durch die Geburt des Herrn ebenfalls festgelegt. Doch fällt es außerhalb unseres Rahmens.

Ähnlich wie mit Weihnachten ist es mit dem Osterfest. Der Tod des Herrn erfolgte am 14. Nisan, kurz vor dem Paschafest, und fällt in die letzten Tage des März. Durch dieses Datum sind aber wieder festgelegt: Septuagesima, Sexagesima, Quinquagesima, Aschermittwoch, Mittefasten, Palmsonntag, Gründonnerstag, Karsamstag, Ostertag, Himmelfahrtstag und Pfingsten. Es handelt sich hier um ein geschichtliches Datum und es ist ungerecht, wenn es an der angeführten Stelle weiter heißt: „Die Kirche warf das Hauptfest der erwachenden Natur mit der Auferstehung Christi zusammen.“ Die Kar- und Oster-tage sowie Pfingsten waren für die Apostel und Jünger so voll von inneren und äußeren Erlebnissen, daß es schon aus diesem Grunde allein sicher ist, daß sie alljährlich die Wiederkehr dieser Tage mit entsprechenden Feiern begangen haben, auch wenn uns über eine solche Festfeier nicht schon im zweiten Jahrhundert berichtet würde. In dem Jahrhunderte währenden Streit über die Osterfestberechnung läßt sich keine einzige Zeile beibringen, durch die angedeutet, nein, aus der auch nur von ferne herausgelesen werden könnte, daß bei der Festlegung des Osterdatums auf die alten Germanen und ihre Frühlingsfeste Bedacht genommen worden wäre.

Über den Palmsonntag lesen wir bei Buschan S. 205: „In die Frühlingszeit fiel wahrscheinlich (!!) eine Haupt-

feier der alten Germanen; aus solchem Anlaß wurden wohl (!) das junge Grün und frische Kräuter von dem Priester geweiht. Die Kirche behielt diesen Brauch bei, brachte ihn aber zu dem Einzuge Christi in Jerusalem in Beziehung . . . Daher werden am Palmsonntag sogenannte Palmen geweiht.“ Richtig ist daran nur der letzte Satz: in dramatischer Darstellung dieses Ereignisses aus dem Leben Jesu veranstaltete man frühzeitig Palmenprozessionen. Die älteste Beschreibung einer solchen verdanken wir der Silvia Aetherea, die gegen Ende des vierten Jahrhunderts von Gallien nach Jerusalem kam und uns die dortigen kirchlichen Gebräuche schilderte. Auf dem Wege über Gallien kam die Palmenprozession ziemlich spät auch in das römische Rituale. Die Weihe der Palmen ist in der römischen Kirche seit dem siebten Jahrhundert gebräuchlich. Eine Beziehung von Prozession und Weihe zu einem vielleicht, „wahrscheinlich“ oder wohl stattgefundenen altgermanischen Fest ist nirgends zu belegen.

„Der Grüne Donnerstag ist für die Kirche eine Art Festtag; auch in den Augen des Volkes gilt er als besonders heilig, aber nicht aus diesem Grunde, sondern wohl (!) in Erinnerung an den Gott Donar, dem zu Ehren die alten Germanen an ihm ein besonderes Fest beginnen“ (S. 162). Trotz allen Suchens konnten wir aber für dieses Donarfest, das die böse Kirche willkürlich durch den Grünen Donnerstag verdrängt hat, auch nicht die leiseste Spur eines Beweises finden. Der Name des Tages ist deutschen Ursprungs, in der kirchlichen Sprache hieß er vordem „dies calicis“, jetzt „Coena Domini“. Die Feier dieses Tages ist uns für die römische Kirche schon im vierten Jahrhundert bezeugt, ist aber erheblich älter.

Die Ratschen der Kartage wird von den Pangermanisten als Abwehrzauber angesprochen (Buschan S. 129), ebenso das Schlagen mit den Chorbüchern. Eisenhofer im 1. Bande seines Handbuchs der Liturgik, S. 515, bemerkt dazu: „Der Ursprung dieser Sitte hat mit symbolischen Erwägungen nichts zu tun. Sie entstammt lediglich dem Brauche, daß der Leiter des Chorgebetes das Ende des Offiziums durch Klopfen auf eine Bank anzeigen (und in den Klöstern heute noch anzeigen). Dieses Klopfen wurde von den im Chore Anwesenden, aber auch von den Gläubigen im Schiffe der Kirche, besonders aber von der Jugend wiederholt, was vielfach zur Ausgelassenheit und Unfug führte.“ Es ist übrigens nicht erst 1618, sondern schon bei Durandus (+ 1332) bezeugt.

Christi Himmelfahrt wird 325 als ein altes Fest genannt; der heilige Augustin läßt es von den Aposteln eingesetzt sein. Buschan aber erzählt uns S. 66: „Besonders ein Donnerstag um (!) die Zeit des Himmelfahrtstages ... galt in den Augen der alten Germanen als ein Tag von größerer Heiligkeit ... die christliche Lehre wandelte diesen hochheiligen Tag in den Tag, an dem der Erlöser zum Himmel fuhr, um ihm nicht gänzlich die Heiligkeit zu nehmen.“ Wenn man so die christlichen Feiertage aushöhlt, ist es kein Wunder, daß sie vielen nichts mehr bedeuten.

Daß vollends Pfingsten von den Leuten, die alles Christliche auf heidnische Ursprünge zurückführen und von der Geistessendung und ihrer Bedeutung keine blasse Ahnung haben, einzig und allein als ein Naturfest angesehen wird, nimmt niemand wunder. Und doch gilt von Pfingsten hinsichtlich des Alters das bei Ostern Gesagte.

An Mariä Himmelfahrt findet nur in Deutschland die Kräuterweihe statt. Die älteste dafür vorhandene Weiheformel stammt aus dem zehnten Jahrhundert; der Brauch ist also noch älter. Er kann entweder veranlaßt sein durch den Vergleich der Gottesmutter mit verschiedenen Pflanzen in der Festepistel oder durch die Legende aus dem achten Jahrhundert, daß man bei der Öffnung ihres Grabs nur wohlriechende Kräuter und Blumen gefunden habe. Buschan erklärt S. 197: „Das Schlagen mit der Lebensrute ... legt die Vermutung (!) nahe, daß zur vorchristlichen Zeit um die Frühlingszeit ein Fruchtbarkeitskultus bestanden hat. Derselbe dürfte (!) etwa (!) an dem Tage, an dem die Kirche Mariä Himmelfahrt feiert, seinen Abschluß gefunden haben. (Warum nicht gleich an St. Leonhard? Leonhardsnägel!) Denn (!) an diesem Tage wird in den katholischen Gegenden die Kräuterweihe begangen.“ Da geht schließlich der Blumenstrauß, den der Bräutigam der Braut gibt, auch auf die Lebensrute zurück. Es wird aber übersehen, daß es sich um einen Buschen und keine Rute handelt und vom Schlagen keine Rede ist.

Einzelne Heilige werden als Erben und Nachfolger von heidnischen Gottheiten angesehen. Die Kirche hat durch ihre Festtage die Feste der Götzen verdrängt, z. B. Wodan durch St. Georg, St. Martin. Solchen Ansichten gegenüber muß man doch darauf hinweisen, daß die Kirche überhaupt erst seit dem Jahre 993 Heilsprechungen feiert, wobei dann auch der Festtag des be-

treffenden Heiligen bestimmt wird. Der erste der kanonisierten Heiligen war der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg. Vorher kennt man nur Lokalheilige oder Volksheilige, je nachdem der Heilige nur an einem Orte oder in einem Kloster oder aber allgemein vom Volke verehrt wurde. Seit der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts feierte man in Rom die Märtyrerpäpste, seit dem vierten Jahrhundert alle Märtyrer der Verfolgungszeit. Etwas später kamen die Jungfrauen, die man als Quasimärtyrer ansah, hinzu. Der heilige Bischof von Tours und Mönchsvater Martinus, gestorben 396/7, war der erste Bekenner, der vom Volke als heilig verehrt wurde. Kanonisierte Heilige hat Deutschland von Bischof Ulrich († 973) bis zu Bruder Konrad nur zwanzig aufzuweisen. Dazu sind noch ein paar Heilige zu rechnen, die durch ein päpstliches Dekret als Heilige oder Selige bestätigt worden sind, wie der heilige Bruno von Köln, der heilige Norbert, die heilige Gertrud, die heilige Irmgard von Chiemsee u. s. w. Von allen diesen ist keiner in Beziehung zum Brauchtum getreten. Deutsche Heilige, die nur durch den Volksmund mit bischöflicher Bestätigung zu dieser Würde gelangt sind, gibt es annähernd 800, so daß zu verstehen ist, daß Deutschland einst das Land der Heiligen genannt worden ist. Um so auffälliger ist es, daß die Heiligen, die heute mit dem altgermanischen Brauchtum in Zusammenhang gebracht werden, nahezu alle nicht deutscher Nation sind, ja zum Teil wie Georg, Nikolaus, Anna u. a. sogar aus dem Orient gekommen sind. Wenn Georg oder Martin als Schimmelreiter dargestellt werden, „so kann das“, nach Hindringer, Weiheroß und Roßweihe, S. 86, „nicht heißen, daß die genannten Heiligen heidnische Glaubensgestalten abgelöst hätten, sondern bekundet, daß das Volk den Heiligen in der Weise auszeichnen wollte, die ihm von alters her als die geizendste erschien. Ja, die offene Ablegung des heidnischen Kultes konnte nicht sinnenfälliger zum Ausdruck gebracht werden als durch die Übernahme des alten Ehrenzeichens und der auszeichnenden Beigabe für die abgetane Glaubensgestalt und die Zuteilung dieser Attribute an den christlichen Heiligen“.

Bei diesem Brauchtum, das mit dem Namen eines Heiligen in Verbindung gebracht wird, ist weiters zu beachten, daß der Kult eines Heiligen oft erst Jahrhunderte nach seinem Tode einsetzt, z. B. beim heiligen Leonhard, der um die Mitte des sechsten Jahrhunderts gestorben ist, erst im elften Jahrhundert; beim heiligen Wendelin

(20. Oktober), der um 617 gestorben ist, gar erst um 1300 u. s. w. Da kann es sich doch nicht mehr gut um die Verdrängung eines heidnischen Brauches handeln! Der Festtag eines Heiligen ist fast durchwegs sein Todestag, sein Geburtstag für den Himmel; nur in wenigen Fällen der Tag der Erhebung seines Leibes oder der Übertragung seiner Reliquien, z. B. beim heiligen Celsus. Die Kirche hat also auch kein Heiligenfest auf einen bestimmten Tag gelegt, um dadurch eine heidnische Gottheit zu verdrängen. Daß der Todestag der Tag der Verehrung der Heiligen war, bezeugt uns schon im Jahre 155 die Gemeinde von Smyrna, die am 23. Februar, das ist der Tag seines Martyriums, ihren Bischof Polykarp feierte. Hätte die Kirche bei der Einsetzung ihrer Feste wirklich eine derartige Absicht verfolgt, dann bliebe immer noch die Frage offen, warum sie gerade die altgermanischen Feste verdrängen wollte, warum sie bei den Chinesen, Indern, Zulus u. s. w. nicht dasselbe Mittel angewendet hat und noch anwendet. Bei den in jüngster Zeit heiliggesprochenen koreanischen, japanischen und chinesischen Märtyrern, bei den Heldenjünglingen von Uganda wurde nach uralter Sitte der Todestag als Festtag genommen, ohne im mindesten auf die heimischen Feste und Göttergestalten Rücksicht zu nehmen. So ist es auch zu erklären, daß Weihnachten, Ostern, Mariä Himmelfahrt, Leonhard, und wie alle die bestrittenen Feste heißen mögen, bei den katholischen Europäern und Lappländern und Indianern am selben Tag begangen werden. Man möge daher dieses alte Mätzchen einmal begraben! Die Kirche ist eine Weltkirche und kann und darf darum bei allem Entgegenkommen gegen die nationalen Eigentümlichkeiten die übernationale, übernatürliche Linie nicht verlassen, wenn sie nicht eine Nationalkirche, eine Volkskirche werden soll, die den Keim des Unterganges schon in sich trägt.

Für die Deutung des Brauchtums, das sich an den Namen eines Heiligen knüpft, muß in allererster Linie auf die Legende und dann auf die Zeit des Aufkommens des Kultes zurückgegangen werden. Dann hätte Höfler in den sogenannten Leonhardsnägeln, schwere eiserne Figuren, nicht den Phallos gesehen, dessen Kult im Norden kaum bekannt war, sondern er hätte sich daran erinnert, daß jene Figuren den darstellen sollten, der durch den heiligen Leonhard, bezw. dessen Asylrecht dem Blutbann entrissen worden war. Man würde dann finden, daß beim heiligen Martinus (11. November) gleich eine ganze Reihe

von Umständen zusammengewirkt hat, um ihm zu so großer Beliebtheit zu verhelfen: schon im Jahre nach seinem Tode setzte Sulpicius Severus in seinem „Leben des heiligen Martin“ seinem Meister ein ruhmvolles Denkmal; Papst Symmachus (498—514) erbaute ihm in Rom eine Basilika, und so wurde Martin der erste Nichtmärtyrer, dem zu Ehren eine Kirche geweiht wurde; und endlich sind seine Mönche für seine Verehrung eingetreten. Wo aber ein Orden den Kult eines Heiligen aufnimmt, da erlangt dieser bald weiteste Verbreitung. So haben die nordfranzösischen Benediktiner im zwölften Jahrhundert den Nikolauskult, die Zisterzienser etwas später den Leonhardskult, die Karmeliten die Josefsverehrung, die Franziskaner die Verehrung der heiligen Anna und des heiligen Antonius gefördert u. s. w. Dabei mag zum Schluß auch daran erinnert werden, daß gerade die Orden es waren, die die alten Sagen, Legenden, Wunderberichte u. s. w. gesammelt haben. Ohne die unverdrossene Sammelarbeit der vorreformatorischen Benediktiner Norwegens und besonders Islands hätten wir die Sagas, aus denen wir größtenteils unsere Kenntnis über die nordischen Göttergestalten und deren Kult schöpfen, eben nicht.

Seelsorger unserer Zeit aber werden gut tun, den hier besprochenen Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zu schenken und rechtzeitig ähnlichen Angriffen vorzubeugen. Es handelt sich dabei gewiß nicht um „die Substanz des Glaubens“, um die Hauptfestung; aber in Zeiten des Kampfes ist die Frage nicht, ob Hauptstellung oder Vorwerk, da heißt es jeden Fußbreit mit Einsatz der vollen Kraft verteidigen.

Werdegang der Russisch-Orthodoxen Kirche seit der Revolution des Jahres 1917.

Von Dr. jur. Fürst Nikolaus Massalsky.*

Die Orthodoxe Kirche, unter welcher Bezeichnung diejenige Kirche verstanden wird, die sich an dem großen Schisma beteiligte, ohne sich nach dem Florentinum mit der Katholischen Kirche wieder zu vereinigen, und die vor dem Kriege in West-Europa vielfach fälschlich als „griechisch-katholische Kirche“ bezeichnet zu werden pflegte,

* Anmerkung der Redaktion: Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört der Russisch-Orthodoxen Kirche an.